

Menschliche Wiedergutmachung durch Zuwendung

Manfred Lahnstein wurde in Hamburg mit der Moses Mendelssohn Medaille geehrt

Rund 270 Gästen aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft füllten am 16. November das Auditorium der Bucerius Law School in Hamburg, als Manfred Lahnstein Bundesminister a. D. und ehemaliger Präsident der Deutsch-Israelischen Gesellschaft, mit der Moses Mendelssohn Medaille geehrt wurde. Er reiht sich damit in die Galerie der Preisträger von Ignatz Bubis über Manfred Stolpe, Kurt Biedenkopf und Arno Lustiger bis hin zu Ari Rath ein.

Dass die Moses Mendelssohn Medaille erstmals in der Hansestadt Hamburg verliehen wurde sei, so Prof. Dr. Julius H. Schoeps mehr als eine Geste. Hier traf Moses Mendelssohn 1761 seine spätere Ehefrau, die Kaufmannstochter Fromet Gugenheim, seine Söhne schätzten die Stadt und erinnerten sich daran, dass sie „dort die glücklichsten Jahre verbracht haben“. Das Potsdamer Moses Mendelssohn Zentrums für



Julius H. Schoeps, Manfred Lahnstein und Hans-Ulrich Klose bei der Preisverleihung.

europäisch-jüdische Studien (MMZ), würdigt seit 13 Jahren mit der Moses Mendelssohn Medaille Persönlichkeiten, die sich für Toleranz und Völkerverständigung sowie für eine Verbesserung der deutsch-jüdischen Beziehungen engagieren. Für diese Werte stehe Manfred Lahnstein, unterstrich Julius H. Schoeps.

Hamburgs ehemaliger Regierender Bürgermeister Hans-Ulrich Klose, Jahrgang 1937 wie Manfred Lahnstein, erinnerte in seiner Laudatio auf den Geehrten an die vielen in der Schule unbeantwortet gebliebenen Fragen, die ihre Generation zur Geschichte hatte. „Von Juden hatten wir gehört, aber wir kannten keine.“ Judenverfolgung und Konzentrationslager, das sei merkwürdig abstrakt geblieben. Auf die Frage nach dem Warum seines Interesses für europäisches Judentum und seines praktischen Engagements für

jüdische Belange, habe Lahnstein mit Namen und Geschichten geantwortet: Gespräche mit Johannes Rau, der ihm die Lektüre der Arbeiten von Leo Baeckans Herz legte, oder die Zusammenarbeit mit dem jüdischen Kaufmannssohn und späteren DGB-Chef Ludwig Rosenberg, der 1933 nach England emigrierte und den jungen Manfred Lahnstein mit wichtigen Missionen betraute.

„Nach allem, was geschehen war, gab es für ihn nur den Weg der menschlichen Wiedergutmachung durch Zuwendung.“ Klose erinnerte sich an Lahnsteins Rede zum 40jährigen Bestehen der Deutsch-Israelischen Gesellschaft, der er zwölf Jahre vorstand. Er wünschte sich, „ein Israel, dessen Bürger in Sicherheit, ohne Bedrohung von außen und in Kooperation mit seinen Nachbarn die Zukunft dieses wunderbaren Landes gestalten können“ und „eine Welt, die es endlich fertig bringt, den Antisemitismus zu überwinden, jenes älteste und schrecklichste Vorurteil der Menschheitsgeschichte“.

Der Geehrte Manfred Lahnstein bedankte sich mit interessanten Gedanken rund um das aufklärerische Wirken des Namensgebers der verliehenen Medaille für die Ehrung. Er verwahrte sich dagegen, Moses

Mendelssohn „in irgendeins dieser beliebten Kästchen zu stecken, die die Nachwelt mit dem Schmuck verspäteter Anerkennung und kaum verhüllter Besitzergreifung füllt – in erster Linie, um sich selbst damit zu belobigen.“ So sei es Mendelssohn wie vielen anderen großen deutschen Jüdinnen und Juden gegangen.

Moses Mendelssohns Weg aus dem Dessauer Ghetto sei ein Ausbruch gewesen, geistig, psychologisch, soziologisch und letztlich auch physisch. Er habe mit eisernem Willen gelernt, versucht zu durchdringen, zu erkennen, um sich geistig nicht einmauern zu lassen. Er studierte Mathematik und Logik, lernte Deutsch, Latein, Griechisch, Französisch und Englisch, das alles im Selbststudium. So wuchs Mendelssohn in Berlin zu einer Größe des Geisteslebens heran und arbeitete im „Gelehrten Kaffeehaus“ mit Euler, Nicolai und Lessing an der Idee der Aufklärung. Doch er spürte bald, „dass ihm nicht nur als Aufklärer, sondern auch als Juden Steine in den Weg gelegt wurden.“ Er zog sich nicht zurück, sondern nahm den Kampf auf.

Manfred Lahnstein schlug in seinem Vortrag immer wieder die Brücke in die Gegenwart. „Das Argument wich damals der Ideologie und dem Vorurteil, und das geschieht auch heute immer wieder, ohne dass es oberflächlichen Zeitgenossen überhaupt auffällt.“ Er bezog sich auf den jüdisch-humanistischen Philosophen Karl Popper, der der abendländischen Kultur bescheinigte, die beste zu sein, „weil sie die verbesserungsfähigste ist.“ Den Rat, sich um Verbesserung zu bemühen, hätte wohl auch Moses Mendelssohn gegeben, wäre er an dem Abend unter den zahlreichen Gästen aus ganz unterschiedlichen Denk- und Himmelsrichtungen in der Bucerius Law School gewesen.

Uwe Kraus

„Wer unrechtmäßig ein Bild besitzt, sollte es herausgeben“

Die Nachfahren jüdischer Sammler fordern Kunstwerke zurück – Interview mit Julius H. Schoeps

Herr Schoeps, wie beurteilen Sie die gegenwärtige Debatte um die Rückgabeansprüche?

Ich finde es erschreckend, dass Museumsdirektoren sich weigern, Rückgabeansprüchen stattzugeben. In der öffentlichen Debatte wird hin und herüberlegt, wie mit diesen Restitutionsansprüchen umzugehen soll. Mich irritiert, dass Museumsdirektoren, Politiker und Rechtsanwälte beim Bundesminister für Kultur zu Gesprächen eingeladen werden, nicht aber die Opferverbände - zum Beispiel die Jewish Claims Conference. Erst nach heftigen Protesten erklärte man sich bereit, weitere Gespräche anzusetzen.

Die Rückforderungen sind nicht unumstritten. Was halten Sie dagegen?

Grundsätzlich bin ich der Auffassung, dass die Bundesrepublik, die der Washingtoner Erklärung von 1998 beigetreten ist, verpflichtet ist, Kunstgegenstände, die zwischen 1933 und 1945 unrechtmäßig den Besitzer gewechselt haben, zu restituieren. Widerstände dagegen kann ich zwar einerseits verstehen, weil ich selber einmal Museumsdirektor war. Wer trennt sich schon gern von Schätzen? Andererseits: Wenn ein Museum ungeklärten Besitz im Depot oder an den Wänden hängen hat, sollten die Verantwortlichen dafür sorgen, zu klären, wie die Bilder ins Haus kamen und sie den Erben restituieren. Rechtlich ist der Sachverhalt eindeutig: Wer unrechtmäßig ein Bild besitzt, ist verpflichtet, es herauszugeben.

Von den Rückforderungen dürften ziemlich viele Kunstwerke betroffen sein...

Das ist ohne Zweifel so. Es betrifft aber nicht nur Deutschland, sondern auch eine Reihe anderer europäischer Länder - sogar Israel und die USA sind betroffen. In den USA hält man sich allerdings an die Washingtoner Erklärung. Ich wundere mich über die heftigen Reaktionen in Deutschland. Schließlich gilt der alte Satz: Pacta servanda sunt, geschlossene Verträge

müssen eingehalten werden. Nicht zu akzeptieren sind Vorschläge, zu restituierende Kunstwerke mit einem Exportverbot zu belegen. Das halte ich nicht nur für



Picassos Gemälde „Angel Fernandez de Soto“

rechtswidrig, sondern auch moralisch für bedenklich. Sollen nun im Nachhinein die jüdischen Erben zum zweiten Mal „arisiert“ werden?

Rückgaben könnten dazu führen, dass die betroffenen Kunstwerke nicht mehr öffentlich zu sehen sind.

Das ist doch nicht so: Das kürzlich bei Christie's versteigerte Kirchner-Bild etwa wird künftig in Ronald Lauders New Gallery in der Fifth Avenue an der Wand hängen.. Im Berliner Brücke-Museum waren es vielleicht 1 000 Besucher wöchentlich, in New York sind es 10 000 Besucher sein, die das Bild sehen werden. Mir ist es letztlich gleichgültig, wo ein Bild zu sehen ist. Hauptsache man kann es sehen...

Hätte der moralische Druck von Erben nicht früher kommen müssen?

Dass ihre Vorfahren Bilder besessen haben, wissen die Erben häufig nichts. Früher ist die „Lebensgeschichte“ eines Bildes beim Ankauf eines Bildes meist nicht geprüft worden. Die Provenienzforschung muss deshalb verstärkt werden. Die Museen sind gehalten, Auskunft darüber geben, was sich an ungeklärtem Besitz in ihren Depots befindet. Die Angaben müssten veröffentlicht werden, am besten im Netz. Dann könnte man nach einer angemessenen Frist, darüber nachzudenken, wie weiter zu verfahren ist. Ich befürchte allerdings, dass Bilder mit ungeklärter Provenienz nicht in den Museen bleiben können. Die Claims Conference oder andere Organisationen werden, wenn sich keine Erben melden, Ansprüche stellen.

Das MMZ plant im April nächsten Jahres eine internationale Konferenz zum Thema „Raubkunst und Restitution“. Was soll dort geschehen?

Das Zentrum plant in der Tat für 2007 eine internationale Konferenz in Potsdam. Dort sollen nicht nur Rechtsfragen diskutiert, Einzelfälle vorgestellt und unterschiedliche Positionen diskutiert, sondern auch Empfehlungen erarbeitet werden, wie künftig mit der Thematik umgegangen werden soll.

Ihre Erbgemeinschaft erhebt Anspruch auf ein Picasso-Bild. Ist das der Grund, warum sie die Versteigerung bei Christie's stoppen ließen?

Bitte haben Sie Verständnis: Zu laufenden Rechtsverfahren äußere ich mich nicht.

Julius H. Schoeps ist Direktor des Moses Mendelssohn Zentrums und Sprecher einer Erbgemeinschaft des Berliner Bankiers Paul von Mendelssohn-Bartholdy. Diese fordert das Picasso-Gemälde „Angel Fernandez de Soto“ zurück.

Das Gespräch führte Moritz Reininghaus



Eine Affäre auf Wanderschaft

„J'Accuse...! Ich klage an!“ – Eine Ausstellung des Moses Mendelssohn Zentrums tourt durch Deutschland

Seit über einem Jahr geht Dreyfus schon auf Wanderschaft, diesmal in das Sanitätsführungs-kommando der Bundeswehr in Koblenz. Schon seit längerem besteht eine gute Zusammenarbeit des Moses-Mendelssohn-Zentrums in Potsdam mit der Bundeswehr, nach dem letzten Standort in der Blücher-Kaserne Berlin-Kladow wanderte die Ausstellung weiter nach Rheinland-Pfalz.

Die Ausstellung „J'Accuse...! Ich klage an“!, die im Herbst 2005 in Potsdam eröffnet wurde, entstand in einer Zusammenarbeit von Frau Dr. Elke-Vera Kotowski und ihrem studentischen Team mit Exponaten von Frau Dr. Lorraine Beitler, einer Sammlerin aus den

USA. Sie ist im letzten Jahr an verschiedenen Orten in Potsdam und Berlin gezeigt worden.

Nun ging es also nach Koblenz. Am 13. November 2006 wurde die Dreyfus-Schau im Beisein des Befehlshabers des Sanitätsführungs-kommandos, Generaloberstabsarzt Dr. Erich Wolfgang Bicks, dem französischen Verbindungsoffizier und zahlreichen Gästen feierlich eröffnet. Dabei unterstrichen die Redner vehement die Zivilcourage der an der Affäre beteiligten Personen und zogen durchaus die Verbindung zum Heute.

Der jüdische Hauptmann Alfred Dreyfus wurde unrechtmäßig der Spionage verdächtigt, degradiert und auf die Teufelsinsel in die Verbannung geschickt. An ihm sollte ein Exempel statuiert werden. Fast fünf Jahre harrete Dreyfus in seiner Gefangenschaft aus, während dessen in Paris seine Frau und Unterstützer

wie Émile Zola für Dreyfus kämpften. Zola verfasste einen offenen Brief an den französischen Präsidenten in der Zeitung *L'Aurore* mit der Überschrift: „J'Accuse...!“. Darin klagt er den Justizirrtum an, benennt die in der Affäre verstrickten Militärs und Politiker. Besonders die Rolle der Presse als Meinungsmacher und Machtinstrument wird mit Karikaturen, Titelblättern und Schmähartikeln wirkungsvoll in der Ausstellung beleuchtet.

Nach über zwölf Jahren wurde Dreyfus erst wieder rehabilitiert, bis dahin musste er um seine Unschuld kämpfen. Die Affäre erschütterte ganz Frankreich und wurde auch im Ausland rezipiert.

Für zwei Wochen zeigte das Sanitätsführungs-kommando die Ausstellung, Führungen wurden für die Soldaten genauso angeboten wie für Schulklassen.

Nele Thomsen

Personalia

Gideon Botsch ist neuer Mitarbeiter am MMZ. Botsch studierte an der FU Berlin Politikwissenschaft und schloss sein Studium mit einer Arbeit über das Europabild im deutschen Rechtsextremismus der 1950er Jahre ab. 2003 promovierte er über „Politische Wissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Er war zuvor im Bereich der Gedenkstättenpädagogik und historisch-politischen Bildungsarbeit tätig, führte wissenschaftliche Recherchen durch und wirkte an mehreren zeitgeschichtlichen Dokumentationen mit. So arbeitete er für die Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin. Anschließend war er als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz, Berlin, an der Konzeption und Verwirklichung der neuen Dauerausstellung beteiligt. Nach Lehraufträgen an der FU Berlin unterrichtet Botsch seit 2004 am Touro College Berlin in den Fächern „Holocaust“ und „Modern Jewish History“. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter des MMZ Potsdam bearbeitet Botsch den Forschungsschwerpunkt Rechtsextremismus und Antisemitismus.

Christoph Kopke, geboren 1967 in Stuttgart, studierte bis 1997 an der Freien Universität Berlin Politikwissenschaft. Diplomarbeit zur Geschichte der SS-Firma „Deutsche Versuchsanstalt für Ernährung und Verpflegung“. Von 1998-2001 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter von Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen (Oranienburg) im Projekt „Medizin im KZ“ (Forschungs- und Ausstellungsprojekt zur Geschichte des Krankenreviers im KZ Sachsenhausen (1936-45)).

Seit 2000 hatte er mehrere Lehraufträge am Fachbereich Politische Wissenschaft der FU Berlin und hielt Seminare und Vorträge in der politischen Jugend- und Erwachsenenbildung. Von 2002 bis 2003 war Christoph Kopke Stipendiat der Heinrich-Böll-Stiftung. Seit 2004 bis zum Jahresende 2006 ist Kopke Mitarbeiter im DFG-Projekt „Ernährungsforschung und Staat – Kontinuitäten und Brüche 1933-1964“ am Institut für Geschichte der Medizin, Charité Berlin.

Am MMZ ist Christoph Kopke seit 1. August 2006 Mitarbeiter im „Forschungsschwerpunkt Antisemitismus- und Rechtsextremismus“.

Veröffentlichungen u.a.: Die biologisch-dynamische Wirtschaftsweise im KZ. Die Güter der „Deutschen Versuchsanstalt für Ernährung und Verpflegung“ der SS von 1939 bis 1945 [mit Wolfgang Jacobeit] Berlin 1999; Medizin und Verbrechen. Festschrift zum 60. Geburtstag von Walter Wuttke. Ulm 2001 [Hrsg.]; Medizin im Nationalsozialismus und das System der Konzentrationslager. Frankfurt 2005 [als Hrsg. mit Judith Hahn und Silviya Kavcic]; Nationalsozialistische Lager. Neue Beiträge zur NS-Verfolgungs- und Vernichtungspolitik und zur Gedenkstättenpädagogik. Münster 2006. [als Hrsg. mit Akim Jah, Alexander Korb und Alexa Stiller].

Dr. Lars Rensmann ist ab September Assistant Professor am Department of Political Science der University of Michigan. Er wird dem MMZ als Permanent Fellow treu bleiben und weiterhin den Forschungsbereich Rechtsextremismus leiten.“

Der Hofjude als Gutsbesitzer

Jüdische Aktivitäten im Schatten barocker Residenzpracht

Das der Halberstädter Moses-Mendelssohn-Akademie angeschlossene Museum, geleitet von Jutta Dick, ist nach dem berühmten Hofjuden Berend Lehmann benannt, einer bedeutenden Persönlichkeit der ökonomischen und politisch-diplomatischen Geschichte der Zeit um 1700.

In Halberstadt wohnte er, der für August den Starken, Kurfürst von Sachsen, die 11 Millionen Taler zusammenbrachte, die dieser benötigte, um sich zum König von Polen wählen zu lassen.



Lehmann hat von Leipzig bis Wien und Amsterdam gekauft und verkauft, hat die sächsischen Truppen in Litauen mit Kanonen und Stiefeln versorgt; in Frankfurt an der Oder hat er in 12 Bänden den Talmud neu drucken lassen.

Daß er in dem Harzstädtchen Blankenburg Gutsbesitzer war - Grundbesitz in Judenhand war eigentlich seit dem Altertum verboten! - ist erst jetzt aus Akten des Niedersächsischen Staatsarchivs Wolfenbüttel ans Licht gekommen. Daß dies möglich war, lag an Ludwig Rudolf, später Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, der als Erbprinz bereits die Grafschaft Blankenburg übertragen bekommen hatte. Eine Tochter konnte er günstig mit dem Habsburger Erzherzog Karl vermählen (sie wurde Maria Theresias Großmutter), woraufhin ihm sein Gegenschwieger, Kaiser Josef I, den Fürstentitel verlieh: Da mußte die Ackerbürgerstadt partout zu einer versailleähnlichen Residenz ausgebaut werden.

Das kostete viel Geld, welches der Fürst trotz Forst- und Bergwerksbesitz nicht flüssig hatte. Die Akte mit seinen Schuldverschreibungen ist von ansehnlicher Dicke, und zu den Kreditgebern zählte Berend Lehmann

im nahen Halberstadt. Als einziger der zahlreichen jüdischen Gläubiger kam allerdings er auf die Idee, als Gegenleistung für seine finanziellen Dienste die Erlaubnis zum Grundbesitz auszuhandeln.

Das Gutshaus, ein ansehnliches Barockpalais, welches er auch dem Herzog für Bälle und Theateraufführungen zur Verfügung stellte, stand mitten in der Stadt; es existiert noch heute und beherbergt die Blankenburger Stadtverwaltung. Die Felder, insgesamt 300 Morgen, lagen weit verstreut, und er hat sie mit Sicherheit nicht selber bewirtschaftet; der wertvollste Außen-

besitz war das Birkental mit Wald, Wiese und einer Mühle, in der das Malz für Lehmanns eigenes Bier und für seinen eigenen Branntwein geschrotet wurde (heute verwaist, in der DDR Mittelpunkt eines Kinderferienlagers).

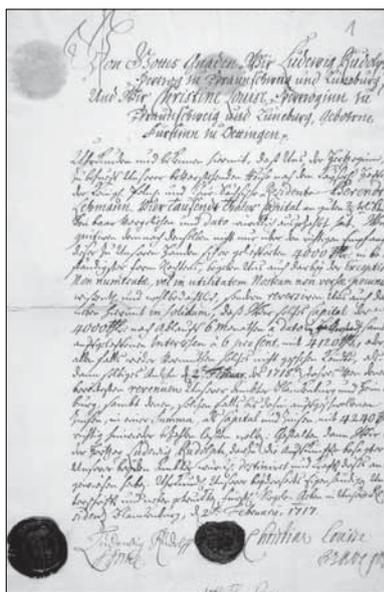
So wohlhabend und einflußreich der Hofjude gewesen war, der Erfolg hielt nicht vor, und über seinen Nachlaß mußte schließlich der Konkurs eröffnet werden; der Blankenburger Besitz wurde aufgeteilt und der Erlös ging nun an seine Gläubiger.

Aber in seiner Glanzzeit versuchte er seine Blankenburg-connection auch zur Publikation hebräischer Bücher zu nutzen. Einige Bögen eines Pentateuch-Kommentars wurden tatsächlich in der Harzresidenz gedruckt und liegen als Probeabzüge bei den Wolfenbütteler Akten; aber schließlich vereitelte die bornierte Zensur des Braunschweiger Oberhofpredigers das interessante Projekt.

Lehmann war nicht der einzige Jude, den es im frühen 18. Jahrhundert nach Blankenburg zog. Die fürstliche Kanzlei erlaubte auch drei Schutzjuden den Kleinhandel in der Residenz und in den Harzorten von Stiege bis Braunlage. Die drei kamen zunächst mit der Kiepe aus dem nahegelegenen Derenburg, wurden dann von Halberstädter Händlern und von deren geduldeten Subunternehmern verdrängt, die sich wiederum von den nicht geschützten „umschweifenden“ Schubkarrenjuden bedroht fühlten. Diese Ärmsten der Armen kamen aus Thüringen die Harztäler herauf, und wenn sie gefaßt wurden, drohte ihnen die Konfiszierung ihrer bescheidenen Hausiererware.

So wird Blankenburg aus dem neuentdeckten Archivmaterial als ein Mikrokosmos typischer jüdischer Aktivität im Schatten barocker fürstlicher Prachtentfaltung greifbar.

Berndt Strobach



Potsdamer Doktoranden in Jerusalem

Das Graduiertenkolleg „Makom“ richtete einen Workshop in Jerusalem aus

Was für ein Licht! In einem Sammeltaxi fahren elf Potsdamer im Oktober 2006 ihrem Ziel Jerusalem entgegen. Sie eint das Interesse an Orten im Judentum, es ist der gemeinsame Ausgangspunkt ihrer wissenschaftlichen Arbeiten. Seit 2001 entstehen am Graduiertenkolleg Makom Dissertationen und Habilitationen, die sich mit Heimatkonzepten, Exilerfahrung, jüdischen Identitäten, aber auch mit konkreten jüdischen Orten, wie dem Staat Israel, beschäftigen. Und da tauchte sie nun auf, die von der Abendsonne in Gold getränkte Stadt, die auch als mythischer Ursprungsort des Judentums gilt. Ines Sonder, Architekturstudierende mit bereits abgeschlossener Promotion, erklärt ihren Mitreisenden die physikalische Ursache: Nach einer behördlichen Auflage darf für die Fassaden der Stadt nur der so genannte Jerusalemstein verwendet werden, ein leicht ins Bräunlichbeige marmorierender Stein, der golden reflektiert.

Das Taxi fährt Serpentina, denn, so die nächste, diesmal geologische Erkenntnis: Jerusalem liegt auf einem Berg, etwa 1000 Meter über dem Meeresspiegel. Am ersten Abend besichtigen die Potsdamer die Klagemauer. Eine Gruppe junger Männer tanzt davor mit Thorarollen, das Simchat Thora Fest, das Fest der Thorafreude, steht unmittelbar bevor. Bei dem späten Gang durch die Altstadt gilt es, Orientierungssinn zu wahren. Die Gassen in diesem vorwiegend arabisch bewohnten Stadtteil sind eng, die Treppen über die Jahrhunderte ausgetreten. Überall blinkt und flackert es von dem Spielzeug, das feilgeboten wird. Jedes dritte Geschäft bietet Tücher an, dazwischen gibt es Läden etwa nur für Granatäpfel. Inmitten des Getümmels entdeckt die Gruppe ein Tor: ein großzügiger Treppenaufgang führt im ersten Stock zu einer Tür – sie öffnet sich zu einem Wiener Café mit entsprechender Getränkekarte und Sachertorte. Bei einem Milchcafé auf dem Dach zeigt sich, wie ineinander geschachtelt die Stadt ist. Sie enthält nicht nur eine, sondern eine Vielzahl von Kulturen und religiösen Gruppen, wie die äthiopischen

Mönche, die auf dem Dach der Grabeskirche wohnen, dicht an der koptischen Kapelle, alles in Hörweite des Felsendoms und nicht weit von der Via Dolorosa entfernt, dem Kreuzweg von Jesus.

In den nächsten Tagen fordert die Wissenschaft ihr Recht: Noch von Potsdam aus hatten die Doktoranden israelische Promovierende zu einem gemeinsamen Workshop eingeladen. Fünf Potsdamer werden referieren und

Aber es klappt wunderbar. Die Erfahrungen und Sichtweisen ergänzen sich wechselseitig, bieten aber auch Überraschungen. So entlockt Katharina Hoba ihrem Laptop eine Melodie die allen bekannt ist: für die Israelis ist es ein religiöses Kinderlied, für die deutsch Sozialisierten klingt es nach „Hänschen klein“. Ein wunderbares Beispiel, wie die emigrierten Juden die Kultur, mit der sie aufwuchsen, mitbrachten. Zuvor hatte die jüngste Promovendin aus Potsdam, Anne Clara Schenderlein, über einen gegenteiligen Effekt gesprochen: über das Konzept der Amerikanisierung, mit dem der „Jewish Club“ in Los Angeles den Exilierten das Leben in der neuen Umgebung erleichtern wollte.

Roni Hirsh-Ratzkovsky aus Tel Aviv beeindruckt mit ersten Thesen für ihr Promotionsvorhaben, das die Idealisierung der Stadt Paris durch Berliner jüdische Intellektuelle untersucht. Von gleicher analytischer Schärfe war die Kritik Malgorzata Maksymiak-Fugmann an dem Klischeebegriff „Ostjuden“, der selbst in der Wissenschaft allzu leichtfertig benutzt wird.

In den nächsten Tagen besuchen die Potsdamer noch Yad Vashem und das Rosenzweig Zentrum für deutsch-jüdische Literatur- und Kulturgeschichte. Wieder zu Hause, erfahren sie von den Bombenangriffen auf den Gaza, die Angst vor dem Terror war vor Ort beinahe ganz gewichen. Die herbe Schönheit des Landes und die kulinarischen Genüsse ließen wider alles politische und historische Wissen die naive Vorstellung

entstehen, dass sich alle Gruppen doch einfach nur zum Essen treffen müssten, um zu erkennen, wie ähnlich ihre Bedürfnisse im Grunde sind. Denn egal wo die Reisegruppe speiste, ob im Flieger der israelischen Fluggesellschaft, im marokkanischen oder im amerikanischen Restaurant, im arabischen Lokal zum Abendessen oder im christlich geführtem Hotel zum Frühstück, überall gab es die gleichen leckeren Vorspeisen: Humus, Auberginenpaste, Petersiliensalat und Pitabrot. Doch ganz so einfach, wie die Welt der Kochbücher, ist die Wirklichkeit leider nicht.

Text: Helen Thein
Fotos: Miriam Stachatz

Der Verwandlungskünstler

Bodenständiger Arbeiter, geschickter Unternehmer und Universalgelehrter des 20. Jahrhunderts: Alphons Silbermann.

Silbermann war nie eine Spielernatur“, schreibt der berühmte Soziologe in seiner Autobiographie. Doch mit der Reglementierung „Was habe ich schon zu verlieren!“ hat der Rationalist Silbermann in seinem abenteuerlichen Leben Unglaubliches geleistet.

Sein Großvater war noch ein armer jüdischer Trödler. Sein Vater hat es als ein vom fränkischen Lande kommender Judenbursche in Köln schon zum Druckereibesitzer gebracht. Der 1909 geborene Enkel Alphons Silbermann schließlich promoviert zum Doktor der Jurisprudenz. In den Dreißiger Jahren ist er in Deutschland als Jude und Homosexueller unter den Nationalsozialisten in höchster Lebensgefahr. So flieht er 1935 mit seinen Eltern nach Amsterdam, wo er mit seinem Vater dessen Druckereigewerbe fortführt. Seine Wanderung um die halbe Welt beginnt.

In Deutschland wird die gesamte Silbermann-Familie ermordet: Onkel, Tanten, Vettern und Cousinen - sechzehn an der Zahl. Er wird im Alter der Letzte der Silbermanns sein. Doch „ohne Anzeichen von Niedergeschlagenheit, Verdrossenheit oder Selbstbemitleidung“, schreibt Silbermann in seinen Memoiren, beginnt der jüdische Emigrant sein Exil. An Jom Kippur versöhnt sich Silbermann mit seiner Homosexualität. Nun stellt er in Amsterdam seinen Eltern nach einem Ferienintermezzo in Barcelona seine erste große Liebe vor, den Spanier Paco.

Nach dessen Tod in einem Straßenkampf in Barcelona nimmt Silbermann 1937 nach Paris Reißaus. Dort schlägt er sich mit in Bistros aufgestellten „Einarmigen Banditen“ und als Tellerwäscher durch. So lernt er als Küchenjunge während der Arbeit den Habenichtss Charles kennen. Nach einem Arbeitsverbot durch die Fremdenpolizei und einem 1938 in Paris erlassenen Verbot von Spielmaschinen steht der jüdische Emigrant wieder mit leeren Taschen da. Silbermann entschließt sich mit Charles nach Australien zu gehen.

Nach seiner Ankunft in Sydney hört er häufig die mit einem Schulterklopfen verbundenen Worte „You will be alright“. Sie ließen ihn daran glauben: Im Lande der Pioniere

verreckt man nicht! Und so eröffnet und führt er mit Charles und später auch mit seinen Eltern in Sydney einen Hamburger-Laden. Insgesamt zwölf Jahre währt die Beziehung der beiden Männer - bis Charles mit einer Frau durchbrennt und eine Familie gründet. Indessen hat Silbermann seinen Hamburger-Laden jedoch schon so geschickt geführt, dass nach und nach eine ganze Restaurant-Kette daraus entstanden ist. Als reicher Mann kehrt er in den fünfziger Jahren nach Paris zurück.

In der französischen Hauptstadt begeistert sich Silbermann für die Oper. Als Autodidakt hat er sich über das Klavierspiel hinaus in Musikwissenschaften geschult. Nun knüpft er Kontakte in der Opernszene und hält schließlich in den Fünfziger Jahren als „Monsieur le Professeur“ an der Pariser Eliteuniversität Sorbonne Vorlesungen über Soziologische Ästhetik.

„Ist es doch um den autodidaktischen Wissenserwerb nicht anders bestellt als um die Selbstunterrichtung im Kellnern, Kuchenverkaufen und Gaststättenführen“, wird Silbermann später seine Erfolge kommentieren.

Um sich einem weiteren gänzlich neuen Feld zuzuwenden, kommt der Flüchtling Silbermann dann 1958 in das „Land der Mörder“ zurück. Er wird an der Universität Köln Professor für Massenkommunikations- und Kunstsoziologie. In seinem Geburtsort wieder sesshaft, aus dem er als promovierter Jurist vertrieben worden war, wird Silbermann in den nun folgenden Jahren mit mehreren Bundesverdienstkreuzen und dem Verdienstorden des Landes Nordrhein-Westfalen geehrt.

Als Soziologe kämpft er gegen Dummheit und Hass. So veröffentlicht er Anfang der Achtziger eine Antisemitismus-

Studie, die landesweit in der Öffentlichkeit zu einem hellen Aufschrei führt. Umfragen hatten ergeben, dass in der Bundesrepublik etwa zwanzig Prozent der Bevölkerung mit ausgeprägten antisemitischen und etwa dreißig Prozent mit latent antisemitischen Vorurteilen lebt.

Nach seinem Tod vermachte Silbermann seinen Nachlass dem Moses-Mendelssohn-Zentrum in Potsdam (MMZ). Der Direktor des MMZ, Prof. Julius Schoeps, war ein guter Freund von Silbermann und hat im Jahr 2000 auf dessen Beerdigung gesprochen. Die dreisprachigen Teile des Nachlasses im

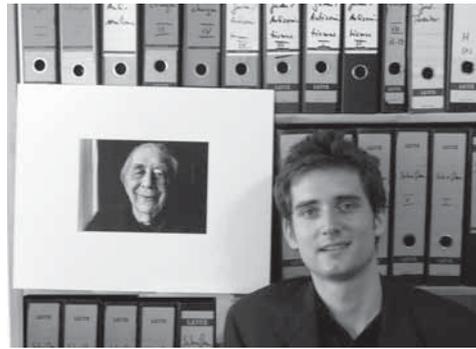
MMZ (Judaica, Soziologie und Kommunikationswissenschaften, jedoch ohne Musikwissenschaften) sind bleibende Zeugnisse des Universalgelehrten Silbermann.

Der Germanist Friedmar Tielker wird im Silbermann-Raum des MMZ der Frage nachgehen: Wie hat Silbermann das eigentlich alles geschafft? Im MMZ soll in

nächster Zeit über die Lebensstrategien Silbermanns ein Buch entstehen. Ergänzt durch Interviews mit seinen Freunden und Fotos aus Köln, Amsterdam, Paris und Sydney will Friedmar Tielker dem Leser unter anderem auch einen Einblick in das vielseitige Werk Silbermanns geben.

Neben Schriften über Kunst- und Literatursoziologie oder Vorurteils- und Antisemitismusforschung hat der Universalgelehrte auch anderes verfasst. Mit Titeln wie „Von der Kunst der Arschkriecherei“ oder einer Studie über „Badezimmer in Ostdeutschland“ inszeniert sich Silbermann als „soziologischer Ketzer“.

Der Germanist Friedmar Tielke arbeitet unter anderem für die „Jüdischen Allgemeine“ und die Sendung des Norddeutschen Rundfunks „Schabbat Schalom“.



Alphons Silbermann (links) und Friedmar Tielke (rechts).

Die Gesellschaft ist kein Selbstbedienungsladen

Tagung der Gesellschaft für Geistesgeschichte über die Sehnsucht nach verlorenen Idealen

Wer sind wir, was ist unsere Funktion in der Gesellschaft, welche Werte und Normen bestimmen unser Handeln“, diese Fragen sollte man heute stellen, meint Prof. Dr. Julius H. Schoeps, Vorsitzender der Gesellschaft für Geistesgeschichte (GGG) anlässlich derer 48. Jahrestagung. Nicht nur am gewohnt anspruchsvollen Thema der von GGG und MMZ in Verbindung mit der Moses Mendelssohn Stiftung und dem Historischen Institut der Universität Potsdam organisierten Veranstaltung „Sehnsucht nach einem verlorenen Ideal. Vom Niedergang des Bürgertums und dem Verschwinden bürgerlicher Tugenden im 20. Jahrhundert“ schieden sich diesmal die Geister. Bereits in seinem exzellenten Eröffnungsvortrag setzte Prof. Dr. Michael Salewski (Kiel) mit seiner klaren Ansage, es gäbe keine Definition des Bürgertums „an und für sich“, erste Prämissen für den insgesamt zu kurz gekommenen Diskurs. 14 Prozent der Bevölkerung zähle sich zur liberalen Bürgerschaft, jeder zehnte im konservativen Geiste zum Bürgertum. Viele glaubten innerhalb der heutigen „Bürgergesellschaft“ in einer

Oberschicht weit über der aktuell apostrophierten Unterschicht zu schweben. Dieses Denken speise sich, so Salewski, aus dem vorvorigen Jahrhundert, dessen Ideale heute unter „pure Nostalgie“ fallen. So sehr die Tagung gelegentlich die Anmutung einer Defizitauflistung hatte, so mager fiel bei einigen Referenten das Visionspotential aus. Ausgeblendet blieb das Bildungsbürgertum in der anderen deutschen Republik ebenso wie das Rollenverständnis der bürgerlichen Frau. Da fiel das Fehlen der weiblichen und Nachwuchs-Referenten, in den Vorjahren stets ein großes Plus, doppelt ins Gewicht.

Die Tagung, an der erneut neben hochrangigen Wissenschaftlern zahlreiche Schüler der Potsdamer Voltaire-Schule sowie Studenten und Doktoranten teilnahmen, näherte sich verdienstvollerweise aus ganz unterschiedlichen Richtungen dem etwas sperrigen Thema. Jost Hermand (Madison/USA) gelang das in der Gegenüberstellung von Repräsentanz und Verrat am Beispiel der großen, in tiefer Abneigung verbundenen Literaten Thomas Mann und Bertolt Brecht. Er konstatierte, dass heute statt der Klassenkämpfe nur noch

die künstlerische Selbstdarstellung zähle. Auch der Wert der Religion als verbindendes Element bürgerlichen Seins sei, so Prof. Dr. Hans J. Hillerbrand (Duke University), einem neues Verständnis von Christen- und Judentum gewichen. Kernpunkte stellten dabei Aspekte von Moral und Tugend dar. Das Hegel-Zitat „Die tägliche Zeitungslektüre ist das Morgengebet der bürgerlichen Gesellschaft“ leitete die Medienschelte des Medienmachers und neuen MDR-Hörfunkdirektors Johann Michael Möller ein, der das Internet totalitär findet, weil dort die „Allwissenheit des Kollektivs“ propagiert werde. Die bürgerliche Presse verlore mit ihrem „großen öffentlichen Gespräch“ an Bedeutung und habe die Deutungshoheit an die „linke Meinungspressen“ abgeben müssen.

Es war Prof. Schoeps, der klare Forderungen nach einem „Bekennnis zu diesem Staat und zu dieser Gesellschaft“ aufmachte. Wer ein Amt übernimmt, solle das nicht ausnutzen. „Ein Amt zu übernehmen ist eine Ehre.“ Es gehe um sittliche Haltungen, die die Gesellschaft wieder stärken müsse. „Diese Gesellschaft darf nicht als Selbstbedienungsladen begriffen werden.“

Uwe Kraus

Von MMA bis MMZ

Notizen – Veranstaltungen – Bücher

Ernst Simon-Bibliothek

Mit Unterstützung der Moses Mendelssohn Stiftung wurde Anfang November mit der Erschließung der 12.000 Bände umfassenden Nachlassbibliothek Ernst Simons (geb. 1899 in Berlin – gest. 1988 in Jerusalem) begonnen. Simon gehörte zu den großen deutsch-jüdischen Gelehrtenpersönlichkeiten des 20. Jahrhunderts, seine Bibliothek spiegelt zum einen den geistig-kulturellen Hintergrund eines deutschen Universalgelehrten wider, zum anderen gibt sie Auskunft über die intellektuellen Vorbedingungen des Staates Israel sowie Simons aktives Bemühen um Vermittlung im Konflikt zwischen Juden und palästinensischen Arabern.

Graduiertenkolleg „Makom“

Seitens der DFG wurde dem Graduiertenkolleg „Makom“ eine Abschlussfinanzierung in Höhe von 78.000

Euro bewilligt. Dadurch werden sechs Doktoranden in die Lage versetzt, ihre Arbeiten zu einem Abschluss zu bringen.

Sanitätsbataillon in der Blücherkaserne

Anlässlich der Feier zum 50-jährigen Bestehen des Sanitätsbataillon 31 in Berlin-Kladow wurde das Offizierscasino in „Oberstabsarzt Dr. Julius Schoeps-Haus“ umbenannt.

Kunstraub und Restitution

Vom 22. bis zum 25. April findet im Alten Rathaus in Potsdam eine vom MMZ veranstaltete internationale Konferenz zum Thema „Raubkunst und Restitution“ statt. Interessierte, die an der Konferenz teilnehmen wollen, können sich bereits jetzt bei Anna D. Ludewig per Fax 0331-2809450 anmelden oder per Mail an aludewig@uni-potsdam.de.

250 Jahre Jüdisches Krankenhaus

Am 15. Dezember findet die Finissage der vom MMZ und Studenten der Potsdamer Universität organisierten Ausstellung statt. Im nächsten Jahr geht die Ausstellung nach Jerusalem und anschließend nach New York.

Die Ausstellung zeigt Fotos und Dokumente und macht mit Originalinstrumenten und filmisch aufbereiteten Zeitzeugenberichten Geschichte und Gegenwart des Jüdischen Krankenhauses lebendig. Neben der 250-jährigen Krankenhausgeschichte wird auch die Entwicklung der Jüdischen Gemeinde in Berlin dargestellt und darüber hinaus die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der jüdischen, christlichen und islamischen Rituale im Lebenszyklus von der Geburt bis zum Tod verglichen.

Begleitend zur Ausstellung werden Führungen angeboten.

Informationen unter: www.mmz-potsdam.de

I M P R E S S U M

Herausgeber

Moses Mendelssohn Stiftung
Sebastianstraße 31
D – 91058 Erlangen
Telefon: 09131-61800
Fax: -618011
kladow@snaflu.de

Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940
Fax: 2809450
moses@mmz.uni-potsdam.de
www.mmz-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie
PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710
Fax: -606713
mma-halberstadt@t-online.de

Redaktion & Layout
Moritz Reininghaus

Verlag
Union Aktuell GmbH
Ludwig-Erhard-Straße 7
D – 91052 Erlangen

Bankverbindung
Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00

Der vergessene Gott

Eine Neuausgabe aus dem Nachlass von Hans Joachim Schoeps

Die unzähligen, ja unzählbaren Deutungen, Interpretationen, Analysen, die in den letzten fünfzig Jahren Kafka gewidmet worden sind, haben unsere Kenntnis über diesen Autor und sein Oeuvre unendlich vermehrt; und doch ist es, als ob die Werke daraus unberührt hervorgegangen sind, als ob wir dem Kern ihres Wesens nicht näher gekommen wären,» hat schon 1983 Horst Steinmetz festgestellt. Das gilt bis heute.

Alle die Literaturkritik tangierenden Disziplinen, von der Geschichtswissenschaft bis hin zur Psychologie, lieferten Deutungsmodelle, wobei lange Zeit die religiöse, ja die explizit jüdische Komponente in den Werken Kafkas, die Max Brod, differenziert-kritisch Walter Benjamin und Gershom Scholem, sahen, die vor allem aber Hans Joachim Schoeps (1909–1980) betont hat, in den Hintergrund rückte. Erst in den letzten Jahren gibt es eine neue Hinwendung zu dieser Thematik (zu nennen wären die Arbeiten von Ulf Abraham, Karl Erich Grözinger oder Ritchie Robertson).

Andreas Krause Landt legt nun ein frühes, bisher unveröffentlichtes Typoskript des Religionshistorikers Hans Joachim Schoeps vor, das das Werk Franz Kafkas im Kontext der Existenzphilosophie und der Dialektischen Theologie als Ausdruck «tragischer Position des modernen Juden» deutet.

Die theologische Interpretation von Schoeps mag anfechtbar sein, in ihrem Facettenreichtum aber einzigartig und kann für heutige Sichten wertvolle Hinweise liefern. Hans Joachim Schoeps hat mit Max Brod zusammen 1931 den Nachlassband «Beim Bau der Chinesischen Mauer» herausgegeben. Zu dieser Zeit entstand die nun vorliegende Arbeit.

Später hat der Verfasser manches revidiert, wobei die Gespräche mit Max Brod oder auch das im Band mit abgedruckte kritische Gutachten beigetragen haben, von seiner eigenwilligen Grundposition

im Verhältnis von Judentum und Deutschtum, das er selbst «Distanzliebe» nannte, ist er nicht abgewichen.

Sabine Neubert